

PASCAL ENGMAN

THRILLER

DER CLAN

DIE STRASSE

PIPER

PASCAL ENGMAN

**DER
CLAN**

DIE STRASSE

Thriller

Aus dem Schwedischen
von Nike Karen Müller

PIPER

*Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:
www.piper.de*

Wenn Ihnen dieser Thriller gefallen hat, schreiben Sie uns
unter Nennung des Titels »Der Clan – Die Straße«
an *empfehlungen@piper.de*, und wir empfehlen Ihnen gerne
vergleichbare Bücher.

Das Zitat auf Seite 218 stammt aus dem »Vagabundenlied« und
ist dem Film *Rasmus und der Vagabund* entnommen.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch hingewiesen wird,
macht sich der Verlag nicht zu eigen und übernimmt dafür keine Haftung.
Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Von Pascal Engman liegen im Piper Verlag vor:
Der Clan:

Band 1: Der Clan – Die Straße

Band 2: Der Clan – Die Regeln

ISBN 978-3-492-06794-2

© Pascal Engman 2025

Titel der schwedischen Originalausgabe:

»Klanen«, Bookmark Förlag, Stockholm 2025

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026:

Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4, 80799 München, *www.piper.de*

Published by agreement with Salomonsson Agency

Für einen direkten Kontakt und Fragen zum Produkt

wenden Sie sich bitte an: *info@piper.de*

Redaktion: Annika Krummacher

Satz: psb, Berlin

Gesetzt aus der Freight Text

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

Aufmerksame Leserinnen und Leser werden bemerken, dass ich mir einige Freiheiten erlaubt habe. Unter anderem bin ich bei der Beschreibung des Malmpark von seinem heutigen Zustand ausgegangen, auch wenn er in der Vergangenheit nicht immer so aussah. Dass die Fähren nach Deutschland am Stadsgårdskajen festmachen, ist auch nicht korrekt. Alle auftretenden Personen des Romans sind frei erfunden. Es handelt sich um eine rein fiktive Erzählung, Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen sind rein zufällig.

Für meine Familie
Linnea, Benjamin und Sienna

PROLOG

Krankenhaus Danderyd, 1. September 1997

Das Neugeborene liegt auf Fatimas Brust. Vorsichtig streicht sie ihm über das schwarze Haar, schließt die Augen und atmet seinen Duft ein. Obwohl er so klein und verletzlich ist, schlummert eine Kraft in dem kleinen Körper, die überwältigend ist.

Er wiegt nur 3341 Gramm und ist doch die schwerste Bürde ihres gerade mal zwanzigjährigen Lebens.

»Josef«, flüstert sie. »Mein kleiner Josef.«

Wie schon so oft hört sie Schritte auf dem Flur, die näher kommen. Wieder hofft sie, dass er es ist, Josefs Papa. Aber die Stimmen verstummen, die Schritte verebben. Sie verschwinden in ein anderes Zimmer, wo sie hingehören. Fatima weiß, dass er unzuverlässig ist, niemand, auf den sie zählen kann oder der ihr eine Stütze wäre. Aber für den Jungen kann er sich vielleicht ändern, so wie dieses neue Leben auch sie verändert hat.

Sie ist nicht mehr dieselbe. Irgendetwas ist anders, auch wenn sie nicht weiß, was es ist.

»Das wird schon«, wispert sie. »Was auch passiert, dir soll es an nichts fehlen. Du sollst ein schönes Leben haben, mein Junge. Dafür werde ich sorgen.«

Sie spürt, wie ihr die Tränen kommen, und atmet erneut mit geschlossenen Augen seinen Duft ein.

Nach einer Weile nimmt sie ihr Kind auf den Arm und verlässt das Zimmer. Ihre Augen sind das grelle Licht nicht gewöhnt, und sie hält schützend ihre Hand über Josefs Gesicht, obwohl er schläft. Sie betritt das Besucherzimmer. Der Fernseher unter der Decke flackert ohne Ton, die Klimaanlage brummt. Fatima geht zur Spüle und lässt das Wasser laufen, bis es richtig kalt ist. Dann füllt sie ein Glas und setzt sich aufs Sofa. Schmerzvoll verzieht sie das Gesicht und versucht, eine bequeme Sitzhaltung zu finden, doch ohne Erfolg.

Josef wimmert, und sie gibt ihm die Brust. Sie lässt ihren Gedanken freien Lauf.

Als sie ein Paar im Türrahmen bemerkt, zuckt sie zusammen. Die beiden lächeln. Die Frau hat ein Bündel auf dem Arm, ein kleines Kind. Sie nimmt neben Fatima Platz, beugt sich vor und betrachtet Josef.

»Ein Junge?«

»Ja.«

»Der sieht aber süß aus. Wie heißt er?«

»Josef.«

Das Baby im Arm der Frau ist hell und hat keine Haare.

»Das ist Antonia«, sagt die Frau.

»Sie hat seit ihrer Geburt kein einziges Mal geweint. Vielleicht haben wir ja das fröhlichste Kind der Welt bekommen«, meint der Mann. Er gibt seiner Frau ein Glas Saft und zieht sich einen Stuhl zum Sofa heran.

»Ist das Ihr erstes Kind?«, fragt er dann.

Fatima nickt.

»Michaela und ich haben schon zwei Mädchen zu Hause«, sagt er. »Wird bestimmt ganz schön anstrengend mit vier Frauen.«

Er und seine Frau lächeln sich liebevoll an. In ihren Blicken liegt eine gemeinsame Geschichte, aber auch eine Zukunft. Sie haben sich zusammen eine Welt aufgebaut. Bestimmt wohnen sie in einem schönen Haus mit Garten und gemähtem Rasen und mit pünktlich gezahlten Rechnungen.

In ein paar Stunden sind sie wieder zu Hause, in ihrer Welt.

Und was wird sie tun?

Vielleicht kommt er ja doch noch, denkt Fatima, vielleicht sitzen wir dann genauso hier wie diese Familie und lächeln uns an, halten Josef im Arm und machen Pläne für alles, was noch kommt.

Trotz der Anstrengung, die hinter ihr liegt, und der Schmerzen, die vom Rücken bis in ihre Beine ausstrahlen, und trotz der überwältigenden Müdigkeit fühlt sie sich stark. Voller Lebenskraft.

Es spielt keine Rolle, ob er zurückkommt, denkt sie.

Wenn nicht, wird sie es trotzdem schaffen.

Für Josef.

Mit Josef.

Sie will eine Welt aufbauen für ihn, sie will seine Welt sein und die Mauer, die ihre Welt vor allem anderen da draußen schützt.

TEIL 1

2007

*Anzahl zu Tode gekommener Personen durch
Schusswaffengebrauch im kriminellen Milieu: 10*

KAPITEL 1

August

Ali Mansour fühlt sich schlagartig in die Slums von Beirut zurückversetzt. Vielleicht liegt es an dem besonderen Geruch des Essens, das die Frauen jetzt gekocht haben. Wenn er seine Augen schließt, gerät seine Welt ins Wanken. Er fühlt sich wieder wie der Junge, der in den Straßen Müll sammelte und an die Schrotthändler in den südlichen Vororten Beiruts verkaufte.

Heute wird er siebenundvierzig Jahre alt. Er sitzt auf einem wackeligen weißen Plastikstuhl auf der großen Rasenfläche im Malmvägen in Sollentuna.

Ich habe so viele Leben gelebt, dass ich nicht mal mehr weiß, welches eigentlich meins ist, denkt er.

Seine weitverzweigte Familie oder zumindest der Teil, der an diesem Abend hier ist, zählt dreiundvierzig Personen. Nicht alle wohnen in Sollentuna. Einige von ihnen sind aus Malmö, Berlin, Essen, Göteborg, Örebro und Västerås hergekommen.

Ihnen allen ist gemein, dass ihre Vorfahren aus der Provinz Mardin in der heutigen Türkei stammen, nach dem Ersten Weltkrieg vertrieben wurden und im Libanon strandeten. Während des libanesischen Bürgerkriegs reisten viele von ihnen weiter nach Europa. Ali Mansour kam 1989 mit seiner Frau Aza nach Schweden.

Er arbeitete als Tellerwäscher und Türsteher, sie kümmerte sich um den Haushalt. Als sein jüngerer Bruder Karim sich ebenfalls in Schweden niederließ, begann der Weg, der die Familie groß und mächtig machte. Ali und Karim haben im Libanon noch drei Schwestern, aber er hört nur selten von ihnen.

Der Malmvågen bildet die Basis des Clans. Auch wenn Ali Mansour schon seit ein paar Jahren nicht mehr hier wohnt, verkörpern die zehn Hochhäuser, die 1972 hochgezogen wurden, noch immer die wichtigsten Einkommensquellen innerhalb des Clans. Karim lebt mit seiner Familie nach wie vor im Malmvågen. Die Menschen im Viertel sollen niemals vergessen, wer hier das Sagen hat.

Offiziell hat die Familie Mansour ein Obst- und Gemüsegeschäft in den Großmarkthallen von Årsta, und Karim betreibt eine Autowerkstatt. Die legalen Einnahmen sind gering, wenn man sie mit den illegalen vergleicht. Man erpresst Schutzgeld von Gewerbetreibenden in und um Sollentuna, Restaurantbesitzer zahlen, damit ihre Lokale nicht niedergebrannt werden. Jüngere Mitglieder der Familie dealen in der Gegend, hauptsächlich mit Marihuana.

Der neunzehnjährige Muhammed, Alis ältester Sohn, steht ein Stück abseits und unterhält sich mit seinem Cousin Fadi.

Keiner von beiden hat sich jemals so durchs Leben schlagen müssen wie Ali und Karim. Die Brüder haben die Drecksarbeit für ihre Söhne gemacht, die nun die Früchte ernten. Aber so soll es wohl sein, denkt Ali. Jede Generation hat ihren eigenen Kampf. Muhammed und Fadi, unsere ältesten Söhne, sollen das weiterführen, was wir aufgebaut haben.

»Muhammed, komm her.«

Der Sohn wendet sich sofort von seinem Cousin ab.

In den letzten Monaten hat er seine Absicht kundgetan, einen Club aufmachen zu wollen. Diesen Wunsch hat Ali ihm abgeschlagen. Er weiß nur zu gut, wie es war, in Clubs zu arbeiten.

Die Schinderei, Suff und Drogen, Schlägereien. Er hatte gehofft, all das hinter sich zu lassen. Doch inzwischen urteilt er anders darüber. Zwar verabscheut er noch immer Clubs und Bars, aber er hat widerwillig eingesehen, dass es große Vorteile mit sich bringt, ein solches Lokal zu besitzen. Kneipen sind nicht nur einer der wenigen Orte, wo immer noch Bargeld im Umlauf ist, sondern auch Orte, an denen Alkohol verkauft und Drogen konsumiert werden – ein wirtschaftliches System, in dem die tiefsten Abgründe des Menschen gedeihen. Hier treten die Seiten zutage, die die Durchschnittsschweden zu verbergen suchen. Und wenn man ihre Schwächen kennt, hat man die Menschen in der Hand.

Der Familie Mansour gehören die Straßen, aber sie hat immer noch keinen Zugriff auf die tatsächliche Macht in Sollentuna.

Ali betrachtet Muhammeds abgekaute Nägel, verkneift sich jedoch einen Kommentar, obwohl ihn das anwidert. Nägel zu kauen ist ein Zeichen von Nervosität, was wiederum ein Zeichen für Schwäche ist. Muhammed soll eines Tages das Familienoberhaupt werden, da kann er keine Zeit mit Nägelkauen vertun.

»Du bekommst deinen Club«, sagt er und grinst, als er sieht, wie Muhammed seine Begeisterung in Schach zu halten versucht. »Es gibt allerdings einige Regeln, an die du dich zu halten hast.«

Muhammed rückt seinen Stuhl näher heran, weil lautes Gelächter aus dem Hintergrund die Worte des Vaters übertönt.

»Der Club ist Mittel zum Zweck«, sagt Ali. »Er ist nicht für dich da, sondern für die Familie. Er ist ein Werkzeug.«

Dann erklärt er, welchen Zweck der Club erfüllen wird.

Muhammed hört konzentriert zu.

»Ich werde dich nicht enttäuschen. Ich schwöre.«

Ali klopf ihm auf die Schulter und schickt ihn weg.

Ein Mädchen in rosa Prinzessinnenkleid läuft barfuß über den Rasen. Ali muss lachen, als er sie so herumflitzen sieht. Sie ist eine Naturgewalt. Ein ungezähmtes Tier. Zara, seine einzige Tochter, sein Augenstern. Sie ist neun, eigentlich alt genug, um ihrer Mutter und den anderen Frauen bei den Essensvorbereitungen zu helfen. Aber sie ist zehn Jahre nach ihrem Bruder geboren und wird entsprechend behandelt.

Er verwöhnt sie.

»Zara!«, ruft er und winkt.

Sie kommt sofort angestürmt und wirft sich in seine Arme. Eines Tages wird sie einem anderen Mann gehören, aber noch eine ganze Weile gehört sie nur ihm allein.

*

Josef Mehrabi wirft den Ball in hohem Bogen in die Luft, doch er verfehlt den Korb und landet in einer Pfütze, die sich auf dem rissigen Asphalt gebildet hat. Der Junge trocknet den Ball an seinem T-Shirt ab. Der Spätsommerabend ist ungewöhnlich warm, und es riecht nach Grillfleisch. Vorhin stand er auf dem Balkon und sah immer mehr Autos eintreffen. Sie waren zu weit weg, als dass er hätte erkennen können, wer alles ausstieg. Die Leute hatten Grills, Decken, Stühle und Tische dabei und trugen alles auf die Rasenfläche. Die Autos parkten kreuz und quer.

Da war ihm aufgegangen, wer sich da versammelte.

Die Familie Mansour.

Alle in Sollentuna wissen, wer dazugehört.

Josef beneidet sie um ihre große Anzahl, ihren Zusammenhalt.

Ein Junge aus seiner Parallelklasse heißt Mehmet, er gehört auch zur Familie Mansour. Kein Lehrer wagt es, ihm Paroli zu bieten. Kein Schüler legt sich mit ihm an. Vergangenen Winter hat ein neuer Schüler aus einer höheren Klasse den Fehler gemacht, sich zu wehren, nachdem Mehmet ihm einen Schneeball an den Kopf geworfen hatte. Er rannte hinter Mehmet her, und als er ihn eingeholt hatte, drückte er sein Gesicht so lange in den Schnee, bis Blut aus seiner Nase lief.

Zwei Stunden später lag der ältere Junge mit einem gebrochenen Arm in der Notaufnahme. Muhammed und Fadi, zwei Verwandte von Mehmet, waren mit dem Auto zur Schule gefahren und hatten den Jungen mitten auf dem Schulhof zusammengeschlagen.

Josef beneidet Mehmet um diese Sicherheit. Diese Gemeinschaft. Diese Stärke.

Er hat nur seine Mutter.

Er liebt sie. Doch obwohl sie jünger ist als die Eltern der anderen Kinder, wirkt sie immer erschöpft. Sie ist klein und schwächlig. Er selbst wird in ein paar Wochen zehn und ist fast genauso groß wie sie.

Josef zielt auf den Korb, als zwei Jungs auf den Basketballplatz geschlendert kommen. Sie sind jünger, vielleicht sieben oder acht. Einer der beiden heißt Azim. Josef weiß, dass die beiden zum Mansour-Clan gehören. Sie strahlen bereits diese Selbstsicherheit aus, die Gewissheit, dass sie auf jeden Fall ihren Willen durchbekommen.

Josef lässt die Arme sinken, drückt den Ball an seinen Bauch und bleibt stehen.

»Ey, wirf«, sagt Azim.

Josef folgt seiner Aufforderung und gibt den Ball ab. Die Jungs spielen nun zu zweit. Josef bleibt eine Weile auf dem Spielfeld, um abzuwarten, ob sie ihn mit einbeziehen, doch als sie es nicht tun, setzt er sich an den Zaun.

Zehn Minuten verstreichen.

Zwanzig.

Er wird langsam unruhig und fürchtet, dass sie ihm den Ball nicht zurückgeben. Er hat ihn im Juni bekommen, obwohl er erst am ersten September Geburtstag hat. Seine Mutter ist so stolz auf ihn, weil der Direktor gesagt hat, dass er eine Klasse überspringen darf. Er wird nach den Sommerferien nicht in die vierte, sondern in die fünfte kommen. Außerdem hält der Ball ihn beschäftigt, während seine Mutter beim Pflegedienst Schicht arbeitet.

Josef geht pfleglich mit dem Ball um und trocknet ihn jedes Mal mit einem Lappen ab, nachdem er im Einsatz war. Obwohl er jeden Tag damit spielt, sieht der Ball noch wie neu aus. Er fragt sich, wie viel Uhr es sein mag, vermutlich müsste er längst zu Hause sein, aber er kann jetzt nicht einfach gehen.

Nicht ohne Ball.

Aus den Kellerräumen des Boxclubs schlurften ein paar Jugendliche. Mit ihren großen Sporttaschen auf dem Rücken erinnern sie Josef an schwarze Käfer mit Panzern. Kurz darauf erscheint Luis Fonseca. Ihm gehört der Club. Er schließt sein Fahrrad auf und radelt am Basketballplatz vorbei. Am liebsten würde Josef auch zum Boxtraining gehen, doch seine Mutter erlaubt ihm das nicht.

Du sollst deinen Kopf gebrauchen und gutes Schwedisch lesen und schreiben lernen, anstatt zu boxen. Das Schlägern lernst du noch früh genug, sagt sie, wenn er davon anfängt.

»Hej, Josef!«, ruft Luis und winkt.

Er winkt zurück, froh darüber, dass Luis ihn bemerkt hat.

Luis hat auch keine große Familie, nur zwei Töchter. Trotzdem traut sich niemand, ihn zu provozieren, weil er stark ist und boxen kann.

Die Jungs spielen ungerührt weiter. Der Ball verfehlt den Korb und wird nass, aber sie trocknen ihn nicht ab. Schließlich verwenden sie ihn als Fußball. Jedes Mal, wenn sie gegen den Basketball treten, spürt Josef einen Stich.

Er weiß, dass der Ball davon kaputtgeht und Dellen bekommt.

Von der S-Bahn-Station kommen drei Jungs. Sie sind älter, vielleicht vierzehn oder fünfzehn, tragen Baggy-Jeans und die Schirme ihrer Basecaps im Nacken. Sie setzen sich an den Spielfeldrand. Einer von ihnen steckt sich eine Zigarette an und gibt sie weiter. Sie wohnen nicht im Malmvägen, Josef kennt keinen von ihnen. Vielleicht sind sie aus Rotebro? Der Ball springt einem der Neuankömmlinge vor die Nase. Der ältere Junge fängt ihn und prellt den Ball ein paarmal auf den Boden, geht ein paar Schritte. Passt ihn zu seinem Freund.

»Gib den Ball wieder her, du Arschloch!«, ruft Azim.

Der Ältere reagiert nicht, als müsste er die Aufforderung erst mal sacken lassen.

»Wirf den Ball rüber, du Hurensohn!« Azim versucht, den Ball wieder an sich zu nehmen, aber der andere hält ihn hoch über dem Kopf. Azim spuckt ihm aufs T-Shirt. Der Große lässt den Ball fallen und verpasst Azim eine Ohrfeige. So fest, dass Azim das Gleichgewicht verliert und sich auf den Hintern setzt.

Josef stockt der Atem.

»Wart's ab, ich fick dich.«

Die beiden Kleinen ziehen ab. Josef weiß schon, was gleich passieren wird. Die Älteren nehmen den Ball und spielen weiter, rauchen und lachen. Josef steht auf. Seine Mutter sagt, dass man Dinge bekommt, wenn man freundlich darum bittet. Josef weiß, dass das nicht stimmt, jedenfalls nicht hier im Malmvågen, aber er unternimmt dennoch einen Versuch.

»Krieg ich den Ball wieder? Er gehört mir, und ich muss jetzt nach Hause«, sagt er.

Die großen Jungs hören ihn nicht oder stellen sich taub.

Josef setzt sich wieder hin und lehnt den Rücken gegen den Zaun.

Zuerst haben sie ihm leidgetan, weil sie nicht wissen, was gleich kommt, aber jetzt sind sie ihm egal.

Er hört Autotüren zuschlagen, dann tauchen fünf Männer auf. Er kann Muhammed und Fadi ausmachen, wie die anderen heißen, weiß er nicht. Hinter ihnen gehen die beiden Jungs. Die Mansour-Männer fackeln nicht lange. Muhammed rennt auf den Großen zu, der Azim die Ohrfeige verpasst hat. Der Junge versucht zurückzuweichen, doch der Zaun versperrt ihm den Weg.

Er schreit auf, als Muhammed ihm ins Gesicht schlägt, noch einen Schritt auf ihn zugeht und weiterprügelt. Der Junge geht zu Boden, und Muhammed beginnt auf ihn einzutreten. Fadi und die übrigen Verwandten kümmern sich um die anderen zwei Jungs. Sie liegen am Boden, die Arme über dem Kopf, und es regnet Tritte auf sie herab.

Schließlich haben die Mansour-Männer genug.

»Wir hauen ab«, sagt Muhammed.

Er dreht sich um, und sein Blick fällt auf Josef. Es scheint, als würde er ihn erst jetzt wahrnehmen.

Josef kriegt es mit der Angst zu tun.

»Was glotzt du?«, schnauzt Muhammed ihn an.

»Nichts.«

»Gut.« Muhammeds Blick wirkt belustigt, dann grinst er.

»Wenn wer fragt, dann hast du nichts gesehen.«

Josef nickt.

»Nix gesehen«, murmelt er.

Muhammed legt einen Arm um Azim, und die Truppe wandert seelenruhig und einträchtig davon.

Einer der misshandelten Jungs versucht, sich aufzurappeln, doch seine Füße tragen ihn nicht.

Josef vermeidet es, in ihre Richtung zu schauen, als er seinen Ball aufhebt, der voller Blut ist. Er wischt es mit der Handfläche weg, prellt den Ball gegen den Asphalt und geht nach Hause.

*

Muhammed Mansour steht an der Bar der *Oase* und genehmigt sich einen Drink. Der Club ist brechend voll, obwohl es erst kurz nach neun ist, denn es ist der einzige in ganz Sollentuna. Muhammed ist neunzehn Jahre alt, aber er ist fast jedes Wochenende hier, seit er sechzehn ist. Der Clubbesitzer sieht sich gezwungen, ihn einzulassen. Am heutigen Abend haben die Cousins Muhammed und Fadi zwei Dealer im Club postiert, die auf der Tanzfläche stehen und alle, die wollen, mit Koks und Speed versorgen. Ein paar Typen aus Södertälje schaffen die Drogen nach Schweden, und Muhammed kauft ihnen größere Mengen ab, die seine Leute dann in Sollentuna verticken.

Er lässt seinen Blick über die Tische schweifen. Bald wird er seinen eigenen Laden haben. Er hat große Pläne. Er kennt ein Restaurant hier in der Nähe, das perfekt passen würde.

Fadi, sein Cousin, der sich unter die Gäste gemischt hat, um die Frauen zu taxieren, kommt wieder zurück.

»Ey, da drüben«, sagt Fadi und deutet auf die Tische. Muhammed ist klar, dass er zwei junge Frauen meint, die mit einem Mann zusammensitzen.

»Die sind bestimmt Models oder so. Und der Typ ... der ist schwul. Also richtig schwul. Einer wie der ist stolz darauf, schwul zu sein.«

Fadi hasst Schwule, genau wie sein Vater Karim.

»Wir lassen keine Arschficker in unseren Club. Und solche auch nicht«, sagt Fadi und deutet mit dem Kopf auf zwei junge Schwarze, die an einem Tisch sitzen und Bier trinken.

Eine junge Frau Anfang zwanzig winkt Muhammed zu. Letzte Woche waren sie miteinander im Bett, aber ihr Name ist ihm entfallen.

»Ich sage den Türstehern Bescheid, die sollen die widerliche Schwuchtel rausschmeißen.«

Muhammed hält ihn am Oberarm fest. »Nein, lass ihn.«

»Wieso?«

»Ich will keine Probleme.«

»Probleme? Es gibt keine Probleme. Die Türsteher tun, was wir ihnen sagen, und das weißt du.«

»Lass einfach gut sein.«

Fadi schlägt gerne zu. Das war immer schon so. Eine Zeit lang, als Fadi gerade mal vierzehn war, verkauften sie Hasch an schwedische Jugendliche in Täby und Danderyd. Sie fuhren hin, um den Deal abzuwickeln, aber das Ganze endete häufig

damit, dass sie ein paar von ihnen auch ausraubten. Muhammed musste Fadi jedes Mal zurückhalten, sonst hätte er sie zusammengeschlagen. Er ist loyal, vertraut Muhammed blind. Seit ihrer Kindheit ist das so.

Das Handy vibriert in Muhammeds Hosentasche. Es ist Tareq, Fadis jüngerer Bruder.

»Es gibt Stress«, sagt Tareq.

Muhammed hält sich das andere Ohr zu, um besser hören zu können.

»Mein Kumpel hat gesehen, wie einer von den Typen, die ihr auf dem Basketballplatz aufgemischt habt, in einen Streifenwagen gestiegen ist. Dann sind die Bullen mit ihm weggefahren.«

Muhammed mustert seine Fingerknöchel, sie sind rot und geschwollen, nachdem er damit das Gesicht von dem Typen bearbeitet hat.

»Wer von denen war das?«

»Warte.«

Während er hört, wie Tareq mit jemandem redet, löst er sich vom Bartresen und steuert auf den Ausgang zu. Er nickt den Türstehern zu und gesellt sich zu den Rauchern im Außenbereich.

»Er hatte ein weißes T-Shirt an«, sagt Tareq.

»Wir klären das.«

Muhammed beendet die Verbindung und holt Fadi. Als die Jungs am Boden lagen, hat sein Cousin ihre Geldbeutel an sich genommen.

»Du hast die Sachen von den Typen am Basketballplatz, oder?«

»Ja, wieso?«

»Komm.«

Sie gehen ein paar Schritte. Muhammed fasst sein Telefonat mit Tareq zusammen.

»Wir brauchen seinen Namen.«

Sie gehen zu Fadis Wagen, der in einer Seitenstraße steht. Fadi hat keinen Führerschein, aber seit er sechzehn ist, fährt er einen roten BMW, den ihm sein Vater geschenkt hat. Er macht die Beifahrertür auf und holt drei Geldbeutel heraus, die er Muhammed reicht. In zweien davon steckt ein Ausweis, aber Muhammed ist sich sicher, dass keiner von den beiden Besitzern ein weißes T-Shirt anhatte. Im dritten Geldbeutel fehlt der Perso, aber stattdessen befindet sich darin ein Mitgliedsausweis von einem Fußballverein in Bro. Der Junge heißt Ringdahl mit Nachnamen.

Muhammed zückt sein Handy, gibt den Namen auf eniro ein und erhält einen Treffer in Bro.

Die Adresse gehört zu einer Reihenhaussiedlung.

*

Josef und seine Mutter Fatima sitzen auf ihrem Balkon und blicken in den Hof hinunter. Aus den umliegenden Wohnungen sind Unterhaltungen in verschiedenen Sprachen und orientalische Musik zu hören. Ein Paar streitet. Die S-Bahn donnert vorbei. Sie trinken Erdbeersirup mit Wasser und klirrenden Eiswürfeln. Er betrachtet seine Mutter und denkt, dass er sie liebt. Aber er hat auch ein schlechtes Gewissen, weil er sich wünscht, dass sie nicht nur zu zweit wären.

Sie arbeitet bei einem ambulanten Pflegedienst. Fährt mit dem Fahrrad zwischen den Wohnungen der alten Leute hin

und her, kauft für sie ein, hilft ihnen beim Duschen, leistet ihnen Gesellschaft. Manchmal kommt er mit und sitzt auf dem Gepäckträger, während sie von Wohnung zu Wohnung sausen. Seine Klassenkameraden ziehen ihn damit auf, dass seine Mutter alten Leuten den Hintern abwischt, und dann schämt er sich. Er mag diese alten runzligen Menschen, die immer nett zu ihm sind und ihm etwas zu trinken anbieten. Neulich hat er von einer alten Oma einen Videorekorder und eine ganze Tüte mit Videokassetten bekommen. Er hat sich die Filme alle schon angesehen. Am besten gefällt ihm *Rasmus und der Vagabund*, obwohl die *Brüder Löwenherz* auch nicht übel sind. Er weiß auch nicht, warum er *Rasmus und der Vagabund* so gern mag, vielleicht einfach deshalb, weil Rasmus auch einsam ist und keinen Vater hat.

»Es gab Stress heute auf dem Basketballplatz«, sagt er.

»Warst du irgendwie beteiligt?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein, das waren andere, von den Mansours.«

Er erzählt, was passiert ist, verschweigt aber, dass sie ihm zuerst seinen Ball weggenommen haben. Er weiß nicht, warum, aber seine Mutter wirkt immer so traurig, wenn jemand gemein zu ihm ist. Weil sie nichts dagegen unternehmen kann.

Sie ist zu klein und zu schwach, genau wie er.

»Dass keiner was gegen diese Gangster unternimmt. Die haben wirklich kein Benehmen.«

»Ich wünschte ...«

Josef verstummt und trinkt Erdbeersaft.

»Was wünschst du dir, Josef?«

»Ach, nichts.«

Er wollte eigentlich sagen, dass er gern jemanden hätte, der

ihn da draußen beschützt. So wie die beiden Jungs. Jemanden, den er holen und hinter dem er sich verstecken könnte. Seine Mutter streckt die Hand nach ihm aus und fasst nach seiner. Die Hände sind fast gleich groß.

»Ich hab dich lieb«, sagt er.

Sie mustert seine Hand und schüttelt den Kopf. »Du hast die gleichen Hände wie er. Wie dein Papa.«

Sie greift nach dem Krug mit Erdbeersaft und schenkt ihre beiden Gläser wieder voll.

»Warum ist er denn weg?«

Von unten dringt Gelächter nach oben, irgendwo bellt ein Hund.

»Weil er es nicht ausgehalten hat, meine Liebe mit dir teilen zu müssen. Er hatte andere Pläne. Er war nicht fürs Elternsein gemacht.«

Wie gebannt hört Josef zu. »Und wie ist das?«

»Du meinst, Eltern zu sein?«

»Ja.«

Sie lächelt. Er liebt es, wenn sie lächelt. Dann wird ihre Miene wieder ernst.

»Ich weiß auch nicht, wie ich dir das erklären soll.« Sie schweigt eine Weile. »Ich muss oft daran denken, dass ich vor dir sterben werde. Und das macht mich traurig.«

Josef ist verwirrt. »Willst du lieber, dass ich vor dir sterbe?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, natürlich nicht. Es ist nur so, dass ich die Vorstellung einfach nicht aushalte, dass du eines Tages sterben wirst und ich nicht da sein kann, um dir beizustehen, wenn es so weit ist. Dass du allein sterben musst, ohne mich. Ohne deine Mama.«

Sie schweigen eine Weile. Er beginnt, das »Vagabundenlied«

zu pfeifen. Das macht er andauernd, seit er den Film angeschaut hat.

Unten im Hof werfen ein paar Kinder Knaller durch die Gegend.

»Ich würde gern bei Luis Fonseca anfangen zu boxen. Ich will trainieren«, sagt er.

Sie seufzt. »Warum willst du lernen, wie man sich prügelt?«

»Weil man das einfach können muss.«

»Ich kann auch nicht boxen und bin bisher ganz gut klar-gekommen.«

Er verdreht die Augen. »Du bist eine Frau. Frauen brauchen das nicht zu können.«

Sie lächelt wieder. Aber diesmal nicht ihr übliches, offenes Lächeln. Nein, hinter diesem Lächeln versteckt sich etwas anderes: Traurigkeit.

»Wenn du wüsstest. Wir Frauen schlagen uns öfter als ihr, nur auf andere Art und Weise.«

Josef fischt einen Eiswürfel aus seinem Glas und steckt ihn in den Mund. Es zieht in den Zähnen, aber er mag das.

»Ich will ...«

Er unterbricht sich. Es ist ihm peinlich, das zu sagen. Lächerlich.

»Du willst was?«

Er senkt den Blick, während er es sagt, denn er könnte es nicht ertragen, wenn sie ihn auslachen würde.

»Ich will mich prügeln können, um dich ... zu verteidigen. Oder uns.«

Als er verstohlen zu ihr hinüberschaut, bemerkt er zu seiner Erleichterung, dass sie gar nicht so aussieht, als hätte er etwas Lustiges gesagt.

»Gegen wen, Josef? Gegen wen willst du uns verteidigen?«

»Gegen alle.«

»Du ...«

Unten hustet jemand. Fatima späht durch den Spalt zwischen der Brüstung und dem Boden des Balkons. Dann steht sie auf und winkt jemandem zu.

»Hej.«

Josef hört, wie jemand eine Antwort murmelt. Er erhebt sich und drückt den Oberkörper gegen die Brüstung. Der Mann dort unten ist in den Sechzigern, sein Name ist Nino Moltasanti, und er betreibt ein kleines Restaurant ein Stück weiter entfernt.

»Armer Nino«, sagt Fatima, als sie sich wieder setzen.

»Warum sagst du das?«

»Weil er sein Restaurant schon geschlossen hat, dabei ist heute Freitag, und es ist erst halb neun. Das bedeutet, dass er keine Gäste hatte. Er macht alles selbst. Kochen, bedienen, abspülen.«

Josef mag Nino nicht. Der Alte ist schlecht gelaunt und abweisend, obwohl Fatima immer nett zu ihm ist. Josef verabscheut Menschen, die seine Mutter schlecht behandeln. Leider gibt es eine ganze Liste von solchen Leuten.

»Weißt du, wer früher bei Nino die Teller gespült hat? Ali Mansour. Als er nach Sollentuna gekommen ist, hat Nino ihm Arbeit gegeben.«

Es fällt Josef schwer, sich vorzustellen, wie Ali Mansour – das Oberhaupt der Familie Mansour – sich bei Nino mit schmutzigen Tellern und Töpfen herumschlägt.

»Weißt du, was so traurig ist?«

Aus einem offenen Fenster schallt eine arabische Nachrich-

tensendung in voller Lautstärke. Jemand ermahnt ein Kind, das zu weinen beginnt.

»Das Restaurant von Nino war richtig gut. Die Leute sind aus ganz Stockholm hergekommen, um bei ihm zu essen. Die Presse hat ihn in den siebten Himmel gelobt. Er hat sogar im Fernsehen gekocht. Aber jetzt ... jetzt ist sein Lokal immer leer, und er ist irgendwie aus der Zeit gefallen.«

»Ist er deshalb immer so unfreundlich?«

Sie nickt. »Ich glaube schon.«

Auf einem der Balkone über ihnen lodert ein kurzer Wortwechsel auf. Eine Tür schlägt zu. Jemand zündet sich eine Zigarette an. Josef schließt die Augen und inhaliert den Geruch.

»Was du vorhin gesagt hast ...«, sagt Fatima.

Josef hat die Augen immer noch geschlossen. »Was denn?«

»Dass du mich beschützen willst. Dich für uns schlagen willst.« Josef macht die Augen wieder auf und sieht seine Mutter an. »Das ist mein Job«, fährt sie fort. »Ich bin deine Mama, und ich schlage mich für dich. Gegen alle anderen. Auch gegen Ali Mansour, wenn es sein muss. Verstehst du?«

*

Es ist kurz nach Mitternacht und stockfinster in der Reihenhaussiedlung in Bro. Muhammed Mansour, sein Cousin Fadi und zwei jüngere Mitglieder der Familie sitzen im BMW vor dem Reihenhaus der Familie Ringdahl. Die Vorhänge sind zugezogen, in der Auffahrt steht ein roter VW Passat. Fadi hat ein Butterfly-Messer eingesteckt, die beiden anderen auf der Rückbank haben Baseballschläger dabei, und Muhammed ist mit einem Schlagring ausgestattet.

Wie üblich warten sie auf sein Okay. Obwohl Fadi ein Jahr älter ist, hat Muhammed das Sagen. Er blickt vom Passat zur Haustür und wieder zurück. Dann trifft er eine Entscheidung und erklärt den anderen, was sie tun sollen.

Muhammed steigt aus dem Auto und pirscht die Auffahrt entlang. Er postiert sich hinter der Hausecke und glaubt, das Rauschen eines laufenden Fernsehers zu hören. Dann schickt er Fadi eine Nachricht.

Jetzt, schreibt er.

Die Autotüren des BMWs werden aufgestoßen, und zwanzig Sekunden später geht der Alarm des Passats an.

Er hört, wie die Haustür aufgeht, und ballt die Faust mit dem Schlagring. Eine Gestalt bewegt sich über die Auffahrt. Muhammed späht um die Hausecke und sieht, dass die Haustür offen steht.

Er schlüpft in die Diele des Reihenhauses. Im Wohnzimmer läuft ein Fernseher. Er geht in die Küche, wo die Spüle auf Hochglanz poliert ist. Langsam zieht er eine Schublade auf und nimmt ein großes Küchenmesser heraus. Er hört die Haustür ins Schloss fallen. Der Mann, der draußen am Auto war, kehrt zum Fernseher zurück. Muhammed schleicht zur Haustür und öffnet sie. Die drei anderen betreten die Diele und gehen weiter ins Wohnzimmer. Als der Mann sie entdeckt, steht er auf. Fadi wirft sich auf ihn und drückt ihn wieder aufs Sofa.

»Wer seid ihr?«, keucht der Mann.

Muhammed geht in Zeitlupe auf ihn zu, das große Küchenmesser vor der Brust. Er führt es langsam vor dem Gesicht des zu Tode erschrockenen Mannes hin und her.

»Dein Sohn hat mit den Bullen geredet.«

»Nein, er hat nichts gesagt. Sie haben ihn befragt, aber er hat nichts gesagt.«

»Wir wollen mit ihm reden.«

Ein Schrei durchschneidet die Luft. Muhammed dreht sich um und nimmt eine Frau in einem blauen Schlafanzug am Absatz der Treppe wahr, die ins obere Stockwerk führt. Einer der jungen Männer rennt auf sie zu, drückt sie zu Boden, hält sie fest und hält ihr mit einer Hand den Mund zu.

»Zeig mir das Zimmer von deinem Sohn«, sagt Muhammed und zerrt den Mann vom Sofa hoch. Fadi packt ihn am Arm und schubst ihn vor sich her.

»Bitte«, fleht der Mann.

»Zeig's mir!«, brüllt Muhammed.

Die Mutter des Jungen liegt am Boden und verfolgt mit aufgerissenen Augen, wie die Männer auf die Treppe zusteuern. Im Treppenhaus hängen gerahmte Familienfotos. Drei Kinder. Der Junge, dem Muhammed die Nase gebrochen hat, ist der Älteste. Als sie die Tür zu seinem Zimmer öffnen und Licht machen, ist das Bett leer.

Muhammed entdeckt ihn sofort. Der Junge hockt in der Ecke, hält sich die Hände vor sein grün und blau geschlagenes Gesicht und schluchzt.

Fadi lacht.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagt der Vater. »Die wollen nur reden. Die tun uns nichts.«

Muhammed zerrt den Jungen auf die Füße, stößt ihn gegen die Wand und stützt ihn, ehe er zu Boden geht.

»Bitte, nicht schlagen, tut ihm nichts«, fleht sein Vater.

Der Junge weint und hält den Blick gesenkt.

»Guck mich an«, verlangt Muhammed.

Aber es gelingt ihm nicht, zu dem Jungen durchzudringen. Muhammed wendet sich an Fadi, der neben dem Vater steht.
»Hau ihm eine rein.«

Das muss Muhammed seinem Cousin nicht zweimal sagen. Fadi macht sich umgehend ans Werk und verpasst dem Vater einen Schlag auf die Nase. Als dieser aufs Bett sinkt, setzt sich Fadi rittlings auf ihn und lässt die Schläge auf ihn niederhageln.

»Das reicht«, entscheidet Muhammed.

Fadi schlägt ein letztes Mal zu. Der Mann bleibt halb ohnmächtig auf dem Bett liegen.

Muhammed wendet sich wieder dem Jungen zu. »Wenn du noch einmal mit der Polizei redest, kommen wir zurück. Wir kommen ins Haus, wann wir wollen, und wenn ihr die Schlösser tauscht, warten wir draußen auf euch, bei der Arbeit oder in der Schule.«

Er gibt dem Jungen eine Ohrfeige.

»Guck mich an. Ich habe keine Angst, mein Gesicht zu zeigen. Ich habe keine Angst vor der Polizei oder sonst wem. Ich bin Muhammed Mansour.«

Die vier jungen Männer haben ihr Auto in Sollentuna stehen lassen und kurven mit dem roten Passat der Ringdahls auf der E4 herum. Fadi sitzt am Steuer. Er drückt den Kombi auf hundertfünfzig Stundenkilometer. Es ist halb drei nachts. Sie rauchen Zigaretten, trinken Alkohol und hören Musik.

»Der Tank ist fast leer«, bemerkt Fadi.

Muhammed beugt sich vor. Das rote Lämpchen leuchtet.

»Fahr nach Tegelhagen.«

Fadi verlässt die Autobahn Richtung Eldsviken.

Alles vor seinen Augen dreht sich, er ist betrunken.

Glücklich.

Er bekommt seinen Club, sein Vater vertraut ihm.

Sie steigen in der kleinen Badebucht aus dem Wagen und lassen die Türen offen. Muhammed öffnet seinen Hosenschlitz und pisst auf die Sitze.

Als er seine Blase geleert hat, zieht er seine Hose wieder hoch und dreht sich zum Ufer.

»Ich übernehme die Macht in dieser Stadt und im ganzen verfluchten Land!«, schreit er. »Ihr werdet schon sehen!«

2011

*Anzahl zu Tode gekommener Personen durch
Schusswaffengebrauch im kriminellen Milieu: 9*

KAPITEL 2

November

Josef und Fatima machen sich fertig, um an Bord des Schiffes zu gehen, das am Stadsgårdskajen vertäut liegt. Josef ist müde. Es ist Viertel vor sechs am Morgen. Um sie herum stehen einhundertzwei weitere Personen, aufgeteilt in Grüppchen. Schweigend. Übernächtigt. Jemand gähnt. Einige von ihnen sprechen kein Schwedisch, weil sie erst seit Kurzem im Land leben. Andere haben kein Schwedisch gelernt, obwohl sie schon seit Jahren hier sind. Niemand von den Putzkräften kommt aus Schweden. Josef ist der Jüngste, er ist im September vierzehn geworden. Genau wie die meisten anderen bekommt er seinen Lohn schwarz, und sein Name ist auf keiner Liste zu finden.

Sie müssen die große Fähre putzen.

Josef gähnt herzlich.

»Weißt du schon, wo du dein Schulpraktikum machen willst?«, fragt Fatima.

»Nein, noch nicht. Ich wollte Luis fragen, ob ich es in seinem Boxclub machen kann.«

»Bist du nicht schon oft genug dort?«

Seit drei Jahren ist Josef fast jeden Tag nach der Schule unten im Boxclub. Nach monatelangen Diskussionen hat Fatima schließlich nachgegeben, unter der Bedingung, dass in der

Schule alles glatt läuft. Inzwischen ist der Boxclub nicht mehr nur ein Boxclub, sondern man kann dort auch MMA trainieren.

Josef hasst diese frühen Morgen, aber er will trotzdem hier sein, um seiner Mutter Gesellschaft zu leisten. Er weiß zwar nicht genau, warum, aber sie brauchen immer Geld. Nachdem sie die Fähre fertig geputzt haben, muss Fatima zum Pflegedienst, und Josef muss in die Schule.

Nima, der Vorarbeiter, geht herum und verteilt die Kabinenummern an die Reinigungskräfte. Josef kann ihn nicht leiden. Wenn eine von den jüngeren Frauen ohne Arbeitserlaubnis mit Nima in sein Büro geht, organisiert er ihr Arbeit. Wenn sie sich weigern, bekommen sie keinen Job und müssen wieder gehen. Oder sie müssen ihm einen Teil ihres Lohns abtreten. Fatima tut weder das eine noch das andere. Trotzdem bekommt sie immer Arbeit, auch wenn ihnen die schlechtesten und ekligsten Kabinen zugeteilt werden. Außerdem haben sie immer den Säufer Bogdan im Team, mit dem sonst niemand arbeiten will.

Die Autos verlassen die Fähre, die Fußgänger wanken von den Schiffsbrücken. Die Putzkräfte erhalten das Okay, um an Bord zu gehen. Sie eilen in ihren gelben Westen über die Brücken, aus den Lautsprechern ertönt klassische Musik. Die Aufgaben sind verteilt, und sie schwärmen aus in die Decks. Fatima, Josef und Bogdan kümmern sich um einige Kabinen in den unteren Decks. Bogdan geht Josef und Fatima schwankend hinterher. Er wohnt in einer Obdachlosenunterkunft für Männer und stinkt.

Als sie die erste Kabine betreten, wissen Josef und Fatima, was zu tun ist. Sie haben Routine und treten sich in der engen Kabine nicht gegenseitig auf die Füße. Josef kümmert sich um

die Bettwäsche, wirft sie auf den Boden und bezieht die Decken neu. Bogdan nimmt sich die Papierkörbe vor, um nach leeren Flaschen zu suchen. Nachlässig trinkt er die Anstandsreste aus, bevor er die leeren Flaschen in eine Tüte legt, die er dabei hat. Dann trägt er die gebrauchte Bettwäsche zum Wäschecontainer. Auf dem Gang sind aufgeregte Stimmen und Rufe in verschiedenen Sprachen zu hören.

Josef entdeckt etwas Glitzerndes unter dem Bett: ein zierliches Armband aus Gold. Er nimmt es in die Hand und stellt sich mit dem Rücken zum Gang in den Türrahmen. Er wickelt es um den Finger und beißt sich konzentriert auf die Lippe, während er sich fragt, wie viel es wert sein mag. Er will es gerade in die Tasche seiner Jeans schieben, als er Fatima hört.

»Leg es in die Kiste«, sagt sie und eilt weiter.

Die Kiste ist eine Plastikbox, in der die vergessenen Gegenstände der Passagiere gesammelt werden: Handys, Portemonnaies, Kuscheltiere, Halsketten, Tablets. Josef weiß, dass viele andere Putzleute Wertsachen mitgehen lassen, aber Fatima erlaubt ihm das nicht.

Sie streckt ihren Kopf aus dem winzigen Bad.

»Wir sind zwar arm, aber wir sind keine Diebe, stimmt's?«

Er sucht den Wäschecontainer mit der Plastikbox. Darin liegen ein schmutziges Kuscheltier, ein T-Shirt mit der Aufschrift *BTB – Bride to be*. Er wiegt das Armband in der Hand, ehe er es behutsam dazulegt. Als sie weiter zur nächsten Kabine hasten, ist Bogdan verschwunden.

Bettlaken abziehen, neue Bettlaken drauf.

Schnell, schnell.

Ich bin Speedy Gonzales, denkt Josef. Ich bin der Sonic der Reinigungskräfte.

Schnell, schnell.

Jemand hat auf den Teppichboden gepinkelt. Fatima holt ein scharf riechendes Mittel und gießt es auf die Auslegeware.

Als sie an der letzten Kabine ankommen, liegt Bogdan dort und schläft. Es stinkt nach Alkohol und Erbrochenem. Fatima weckt ihn und bugsiert ihn auf den Gang hinaus, während Josef die Laken wechselt.

Als die letzte Kabine sauber ist, geben sie ihre Westen wieder ab. Die Möwen kreischen, genau wie vor zwei Stunden, als sie an Bord gegangen sind. Aber da waren die Reinigungskräfte und die Möwen noch allein. Jetzt ist die Stadt im Schein der grauen Morgendämmerung erwacht.

Sie setzen sich in die S-Bahn Richtung Sollentuna. Josef nimmt die Schullektüre zur Hand – *Dr. Glas* – und schlägt das Buch auf. Nach einer Weile merkt er, dass Fatima ihn mustert.

»Was ist denn?«, fragt er.

»Du weißt, dass du morgens nicht mit mir mitkommen musst.«

Er nickt. »Ich weiß, aber ich will es. Das ist ... irgendwie gemütlich.«

Fatima lacht. »Du findest ja komische Sachen gemütlich«, sagt sie. Dann beugt sie sich vor und streicht ihm flüchtig über die Wange.

Sie weiß, dass er lügt.

Er weiß, dass sie es weiß.

Josef würde seinen Klassenkameraden niemals erzählen, was er macht, während sie noch in ihren Betten liegen und schlafen. Sie würden ihn nur hänseln.

Dabei ist es gar nicht so schlimm, denkt er.

Durch die Arbeit fühlt er sich erwachsen, und er weiß, dass

es seiner Mutter gefällt, wenn er sie begleitet – und das Geld können sie gut gebrauchen.

»Lies ruhig weiter, dann musst du diesen Putzjob nicht mehr machen, wenn du so alt bist wie ich.«

*

Hjalmar Norén betrachtet Sandra, die ausgestreckt im Bett liegt. Als sie gestern spätabends nach Hause kam, hatte er schon geschlafen. Sie war nicht gerade leise, und er hörte, wie sie sich auszog und anschließend ins Bett fallen ließ.

Er stellt den Becher mit dem frisch gebrühten Kaffee auf den Nachttisch, streicht ihr die Haare aus dem Gesicht und gibt ihr einen Kuss. Ihre Haut sondert einen Duftakkord von Alkohol und Parfüm ab.

»Ich muss los, aber es gibt Kaffee. Musst du heute arbeiten?«

»Habe frei«, nuschelt sie.

»Wie geht es dir?«

»Beschissen.« Sie dreht sich von ihm weg. »Hast du noch mal über das nachgedacht, was wir besprochen haben? Was willst du tun?«, fragt sie.

»Da wird nichts draus. Hier werde ich mehr gebraucht.«

Er klingt defensiv, aber es irritiert ihn, wie sie als Allererstes daran denken kann.

»Du hast keine Ambitionen«, sagt sie.

»Nein, ich habe nur andere Ambitionen als du.«

Sie murmelt etwas Unverständliches. Dann nimmt sie sich sein Kissen und drückt es sich aufs Gesicht.

Hjalmar verlässt die Wohnung. Es ist halb sieben morgens, aber anstatt zum Polizeirevier im Tingsvägen zu gehen, schlägt

er eine andere Richtung ein – die nach Helenelund. In der Nacht hat es geregnet, und die Straßen sind noch nass.

Er will seinen Vater Stig besuchen, der allein in einem Reihenhaus im Scoutvågen wohnt.

Er denkt an Sandra und an ihre Unzufriedenheit.

Seit sie nach Sollentuna gezogen sind, wo er aufgewachsen ist, scheint sie mit allem unzufrieden zu sein: mit ihm, mit seinem Job als Streifenpolizist. Sie beschwert sich über seine Arbeitszeiten, über die Wohnung und die Nachbarn. Schließlich hat sie eine Ausbildung als Immobilienmaklerin gemacht, während sie beide von seinem Gehalt als Polizist gelebt haben. Nun arbeitet sie seit einem halben Jahr in einer Firma auf Kungsholmen.

Sie ist gut in ihrem Job und verdient schon jetzt mehr als er. Natürlich freut er sich für sie, aber es fällt ihm auch auf, dass sie sich verändert hat. Sie spricht über andere Dinge als früher – über Klamotten, Luxusreisen, Schmuck. Wenn sie nicht über Dinge redet, die sie kaufen will, redet sie über Geld.

Am meisten stört ihn allerdings, dass sie ihn unbedingt verändern will. Sie will, dass er gezielt an seiner Karriere arbeitet, Ehrgeiz entwickelt und sich auf Stellen in höheren Positionen bewirbt.

»Du könntest Polizeichef werden«, hat sie vor einer Weile gemeint.

Aber das will er nicht. Als Streifenpolizist kann er in Sollentuna mehr bewirken. Er mag die Menschen hier, manche von ihnen kennt er seit seiner Kindheit. Er will nicht hinter einem Schreibtisch sitzen, sondern draußen auf den Straßen unterwegs sein, wo die Polizisten seiner Meinung nach hingehören.

»Aber dein Gehalt ist miserabel. Du verdienst nicht besser als ein Putzmann«, hat Sandra kürzlich gesagt.

Ja, 24 500 Kronen im Monat ist nicht gerade berauschend, aber das ist ungefähr so viel, wie seine Jugendfreunde verdienen. Sie arbeiten als Koch, Feuerwehrmann oder auf dem Bau. Er hat kein Problem damit. Er ist zufrieden und wünscht sich, sie wäre es auch.

Seit Neuestem will sie, dass er Ermittler wird.

»Du bist jetzt einunddreißig. Willst du denn gar nichts aus deinem Leben machen?«, hatte sie ihn gestern Abend gefragt, bevor sie in die Stadt fuhr, um dort mit Kollegen zu Abend zu essen. Dann machte sie die Wohnungstür hinter sich zu, und er hörte das Geräusch ihrer Absätze im Treppenhaus verhallen.

»Ich habe doch schon was aus mir gemacht«, sagte er zu der geschlossenen Tür. »Du willst, dass ich jemand ganz anderes werde.«

Das Küchenfenster im Erdgeschoss des Reihenhauses ist gekippt. Am Tisch sitzt Hjalmar Vater, vorgebeugt, die aufgeschlagene Zeitung vor sich. Wie klein er aussieht, denkt Hjalmar. Früher war er ein richtiger Riese, der stärkste Mann auf der Welt – doch jetzt scheint er geschrumpft zu sein. Er hat schlohweiße Haare und trägt eine runde Brille. Als Hjalmar geboren wurde, war er vierzig. Jetzt ist er einundsiebzig.

Als sein Vater ihn entdeckt, strahlt er über das ganze Gesicht und winkt. »Es gibt Kaffee und Brote mit Leberpastete für dich.«

»Lecker.«

In dem Reihenhaus, in dem er von seinem achten Lebensjahr an gelebt hat, bis er mit achtzehn Jahren ausgezogen ist, hat sich nichts verändert. Alles sieht genauso aus wie früher: Die Wanduhr, die der Vater jeden Morgen aufzieht, die Tassen, die

sie 1992 im Urlaub auf Samos gekauft haben. Auf dem Fensterbrett steht ein Foto von Hjalmar in einer Jolle. Er ist zehn Jahre alt und hält stolz einen Hecht in die Kamera. Als er klein war, haben sie oft eine Schwedenkarte aufgeschlagen, und er durfte auf irgendeinen See zeigen – irgendwo im Land, wo er angeln wollte. Und dann sind sie dorthin gefahren. Diese Angelreisen zählen zu den kostbarsten Erinnerungen seines Lebens. Wie ist sein Vater nur immer auf solche Ideen gekommen?

Zuletzt waren sie vergangenen Sommer angeln.

Sie setzen sich auf ihre angestammten Plätze, und der Vater reicht ihm den Sportteil.

Nun ist nur noch das Rascheln der Zeitungsseiten zu hören, das Knacken von Knäckebrötchen und das dumpfe Geräusch, wenn sie ihre Kaffeebecher wieder auf den Tisch zurückstellen.

Sie tauschen die Zeitungsteile.

Nach einer Weile falten sie sie zusammen.

»Wie geht es ihr?«, fragt Hjalmar.

Ein Schatten huscht über das Gesicht seines Vaters – für den schmerzvollen Bruchteil einer Sekunde.

»Nicht so gut«, sagt er.

»Hat sie dich erkannt?«

Sein Vater schüttelt den Kopf. »Nein, gar nicht. Aber das ist nur vorübergehend. Sie ist bald wieder auf dem Damm.«

Vor zwei Jahren hat Hjalmars Mutter Carina die Diagnose Alzheimer bekommen, und seit einem Jahr wohnt sie in einem Heim in Jakobsberg. Der ungebrochene Optimismus seines Vaters erscheint Hjalmar etwas unangebracht, zugleich findet er es schön, dass der Vater noch immer hofft, seine Frau könne eines Tages wieder bei ihm einziehen.

»Du solltest auch mal mitkommen, Hjalmar.«

»Ja, da hast du recht.«

Es tut weh, den eigenen Vater altern zu sehen und zu wissen, dass er dabei allein ist.

Hjalmar schaut mehrmals in der Woche bei ihm vorbei. Sie tun immer dasselbe: sitzen in der Küche und unterhalten sich. Dann geht Hjalmar zur Arbeit.

Er zeigt auf das Foto mit dem Hecht.

»Wir sollten mal wieder rausfahren und angeln«, sagt Hjalmar.

»Schaffst du das denn? Ich weiß, dass du viel um die Ohren hast. Deine Arbeit ist wichtig – und Sandra auch. Vergiss das nicht. Sie kommt immer an erster Stelle.«

»Für dich habe ich immer Zeit, Papa.«

Die Wanduhr schlägt sieben. *Die Zeit, diese verfluchte Zeit, die mir meinen Vater nimmt*, denkt er.

»Du musst jetzt los, Hjalmar«, sagt sein Vater.

*

Josef hat einen Freund gefunden. Er heißt Omar und kommt aus Somalia. Omars Familie ist im Sommer aus Rinkeby in den Malmvågen gezogen. Und schon nach wenigen Monaten waren Josef und Omar unzertrennlich. Nach der Schule gehen sie gemeinsam zu Josef. Omar will nie bei sich zu Hause sein. Josef weiß nicht so recht, warum, aber er vermutet, dass es bei Omar ziemlich beengt ist, weil er fünf Geschwister hat.

Der älteste Bruder Abdulkarim ist der Grund dafür, dass Omars Familie aus Rinkeby weggezogen ist. Er trifft sich mit Kriminellen, raubt andere Jugendliche aus und dealt mit Hasch. In der Hoffnung, dass er wieder auf den rechten Weg zurück-

findet, hatte seine Mutter den Umzug beschlossen. Das funktioniert allerdings nicht besonders gut, jedenfalls laut Omar. Abdulkarim ist oft mehrere Tage lang verschwunden. Unter seinem Bett hat er mit Gaffatape eine Pistole und eine große Haschplatte befestigt.

»Ich dachte erst, es wäre ein brauner Geldbeutel, den er irgendeinem alten Mann geklaut hat«, sagte Omar, als er Josef von seiner Entdeckung erzählte. »Ich habe noch nie so ein großes Teil gesehen, ich schwör's. Es ist mindestens hunderttausend wert.«

Omar hat zwar einen Vater, der ist allerdings nur selten zu Hause. Er hat noch eine andere Familie, die in Deutschland lebt. Omars Vater ist ausgerastet, als seine Familie plötzlich nach Sollentuna gezogen ist. Er wollte in Rinkeby wohnen bleiben wegen der anderen Somalis. Aber da war es schon zu spät, denn sie waren bereits umgezogen. Deshalb verbringt der Vater immer mehr Zeit bei seiner deutschen Familie.

Josef und Omar sitzen zu Hause bei Josef auf dem Sofa, die Füße auf dem gläsernen Couchtisch. Sie schauen die *Brüder Löwenherz*. Josef hat nur diese alten Videokassetten, die er vor vier Jahren bekommen hat. Zuerst fürchtete Josef, dass Omar es kindisch finden würde, Astrid-Lindgren-Filme zu gucken, aber er kannte sie noch nicht, und sie gefallen ihm, vor allem die *Brüder Löwenherz*. Omar steht auf, geht in die Küche und macht den Kühlschrank auf. Als er wieder zurückkommt, kaut er an einer Gewürzgurke.

»Wo willst du dein Schulpraktikum machen?«, will Josef von ihm wissen.

»Bei Meckes. Hab gehört, man darf da so viel essen, wie man will.«

Das passt zu Omar, denn er ist ständig hungrig.

»Heute frage ich Luis, ob ich mein Praktikum bei ihm im Club machen darf«, sagt Josef. »Kommst du mit und schaust beim Training zu?«

»Ich hab sowieso nichts Besseres vor. Was machst du, wenn er Nein sagt?«

»Dann soll ich Nino fragen, hat meine Mutter gesagt.«

»Wer ist das denn?«

»Er hat ein Restaurant, *Ninos Taverne*.«

»Und was gibt es da zu essen?«

»Nudeln und so, glaub ich.«

»Das ist gut. Nudeln sind lecker.«

Zwei Stunden später ist Josefs Training vorbei. Omar lehnt mit dem Rücken an der Wand und isst eine Banane, die er von Luis geschnorrt hat.

»Ich komme gleich«, sagt Josef.

Luis hat ein kleines fensterloses Büro hinten im Gebäude. In einem Regal stehen Fotos von ihm selbst mit bloßem Oberkörper, auf denen er die Fäuste in die Kamera hält. Luis mit Medaillen um den Hals und Pokalen in den Händen. Luis mit seinen beiden Töchtern, auf jedem Arm eine.

»Was ist los, Josef?«, fragt er. »Kannst du nicht zahlen?«

Josef schüttelt den Kopf. Letztes Jahr konnten er und Fatima den Beitrag für den Club nicht zahlen, aber Luis hat ihn trotzdem trainieren lassen.

»Kann ich bei dir mein Praktikum machen?«

Luis lacht auf. »Da bist du zu spät dran. Ich habe Jimmy schon einen Platz versprochen. Ihr geht auf dieselbe Schule, oder?«

Josef nickt.

»Tut mir leid.«

Er ist enttäuscht. Jimmys Vater hat eine Reifenfirma, er hätte also ohne Probleme dort sein Praktikum machen können.

»Kein Ding«, sagt Josef.

Er lässt sich Zeit, dann bleibt sein Blick an einem der Fotos hängen.

»Du hast Talent«, sagt Luis. »Das weißt du, oder? Ich habe schon lange keine Hände mehr gesehen, die so schnell sind wie deine.«

Josef betrachtet seine Hände und ballt unbewusst die Fäuste. Er denkt daran, dass sie anscheinend so aussehen wie die seines Vaters. Vielleicht sind sie auch genauso schnell?

»Aber es sind nicht nur deine Hände. Du hast auch die richtige Einstellung. Du schummelst nie, du mauschelst nicht. Wenn du weiter gut isst, gut schläfst und herkommst, kannst du es weit bringen.«

Josef nickt.

»Vor allem musst du Stress aus dem Weg gehen. Benutz einfach den hier«, sagt Luis und tippt sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. »Und wenn du dich schlägst, dann clever und nur, wenn es sein muss.«

Josef verlässt den Club und gesellt sich zu Omar, der gerade mit dem Handy telefoniert.

»Wer ist das?«, fragt Josef leise.

»Macarena«, formt Omar mit den Lippen. Dann sagt er zu Macarena: »Ich muss weiter, wir quatschen später.«

Macarena Valdez geht in ihre Parallelklasse. Ihre Eltern kommen aus Chile, und fast alle Jungs aus den höheren Klassen sind in sie verknallt. Fadis kleiner Bruder Tareq Mansour auch.

»Pass bloß auf, ich habe gehört, dass sie mit Tareq zusammen ist.«

Josef streckt die Arme aus. Omar ergreift seine Hände und lässt sich von ihm auf die Füße ziehen.

»Alles gut, ich finde sie einfach nett.«

Josef nickt belustigt.

»Dann ist's ja gut.«

Omar schleckt den Zeigefinger ab, an dem Bananenreste kleben. »Was hat Luis gesagt?«

»Es geht nicht. Er hat den Praktikumsplatz schon Jimmy gegeben.«

Omar legt Josef eine Hand auf die Schulter. »*Fuck him*. Der soll lieber bei seinem Vater Reifen waschen.«

Josef läuft die Treppen hoch, und als er seine Wohnung erreicht, bemerkt er, dass die Tür offen steht. Zögernd bleibt er an der Schwelle stehen. Ob seine Mutter vergessen hat, abzuschließen? Instinktiv weiß er, dass hier irgendetwas nicht stimmt. Er geht ein paar Schritte und hält in der Diele inne. Er hört seine Mutter, die mit jemandem in der Küche redet. Der Jemand ist ein Mann. Josef merkt, wie aufgebracht sie ist. Er stellt seine Sporttasche ab.

»Wie könnt ihr so was tun?«, fragt sie den Mann, den Josef bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hat.

»Hol die Schlüssel, dann gehen wir zusammen runter. Sonst knipsen wir das Schloss auf und schmeißen deine Sachen raus.«

Josef kommt die Stimme bekannt vor.

»Ihr habt so viel, und wir haben so wenig. Trotzdem nehmt ihr uns das wenige, was uns geblieben ist?«

Er hört, wie ein Schubfach aufgezogen wird. Schlüssel klap-

pern. Er kann nicht länger an sich halten und geht rein. Der Mann hat sich vor seiner Mutter aufgebaut. Sie hält trotzig seinem Blick stand. In der Hand hält er einen Bolzenschneider.

Fadi Mansour.

»Was ist hier los?«, fragt Josef.

»Nichts«, erwidert sie. »Ich komme gleich, mein Schatz.«

Sie geht aus der Küche. Fadi folgt ihr und feixt in Josefs Richtung. Die Wohnungstür fällt ins Schloss. Josef nimmt seine Sportsachen und beginnt, sie mit der Hand zu waschen. Die Waschmaschinen im Keller sind seit zwei Wochen kaputt. Er hängt die gewaschenen Klamotten auf den ausziehbaren Wäschetrockner über der Dusche. Dann räumt er den Geschirrspüler aus. Er hört die Wohnungstür gehen. Fatima kommt herein, allein. Josef sieht, dass sie geweint hat.

»Was wollte der denn?«, fragt er.

»Die nehmen uns unsere Kellerabteile weg, wir müssen unsere Sachen rausräumen.«

»Wie meinst du das?«

»Sie brauchen den Platz, sagen sie.«

»Dürfen die das denn?«

Fatima schüttelt den Kopf. »Aber wer soll sie daran hindern?«

»Was machen wir dann mit unseren Sachen?«, will Josef wissen und schaut sich um.

Fatima zuckt mit den Schultern.

Er ist verunsichert. Sie steckt sonst immer voller Ideen und ist optimistisch, aber jetzt wirkt sie völlig resigniert.

Er macht die Klappe der Spülmaschine wieder zu.

»Wir stellen das Zeug einfach auf den Balkon«, schlägt er vor.

»Es ist sowieso Winter.«

»Ja«, sagt Fatima.

Sie drückt den Rücken durch und verzieht das Gesicht. Er weiß, dass sie Schmerzen hat. Sie sagt, es liegt daran, dass sie den pflegebedürftigen Alten beim Aufstehen helfen muss.

»Dann setz dich doch, Mama. Ich gehe runter und hole unsere Sachen.«

Im Keller herrscht großes Gedränge, es sind gleich mehrere Nachbarsfamilien anwesend, darunter auch Familie Benghazi aus Pakistan. Ihnen gehört das Kellerabteil neben dem von Josef und Fatima. In dem Raum herrscht komplettes Chaos, er erinnert an einen Schrottplatz. Die Benghazis tragen stumm ihre Habseligkeiten nach draußen, überwacht von Fadi und zwei anderen Mansour-Männern. In Josef und Fatimas Abteil ist alles in acht ordentlich gestapelten Umzugskartons untergebracht. Er nimmt den ersten und trägt ihn die Treppe hoch. Die Benghazis haben den Fahrstuhl in Beschlag genommen, der Vater gibt seinen beiden Söhnen schroffe Anweisungen. Als Josef wieder in den Keller hinunterkommt, um den zweiten Karton zu holen, mustert er Fadi, der auch diesmal wieder dreist zurückgrinst.

»Ist was?«

Josef schüttelt den Kopf. »Nein.«

Er denkt an Luis' Worte. Josef ist vierzehn, aber er ist sich sicher, dass er Fadi überlegen wäre, wenn sie sich prügeln würden.

Aber nicht Fadi ist das Problem, sondern der Rest der Familie. Denn der könnte seiner Mutter und ihm das Leben zur Hölle machen.

Es wäre nicht besonders klug, sich mit Fadi zu prügeln.

Und das muss er ja auch gar nicht. Er kann einfach nur die Kartons hochtragen.

Aber es ist demütigend, sich mit den Kartons herumschlagen zu müssen, unter den wachsamen Blicken der drei Männer, die mit verschränkten Armen herumstehen. Er fragt sich, wozu sie die Kellerabteile brauchen. Schlussendlich hat er die acht Kartons auf dem Balkon untergebracht.

Das Abendessen ist fertig. Sie essen schweigend.

*

Muhammed Mansour lässt den Blick über die Tanzfläche schweifen.

Heute ist Freitag und Gehaltsauszahlung, und der *Palast* ist gesteckt voll mit tanzenden Gästen, die ihr Geld an einem der beiden Bartresen lassen.

Der Club gehört der Familie Mansour, und Muhammed hat freie Auswahl, welche Frauen er vögelt. Er grüßt zwei Typen aus Rotebro und entdeckt einen gepflegt gekleideten Schweden, der zusammen mit zwei jungen Frauen an einem Tisch sitzt. Sie heißen Ellen und Emma, kommen aus Vällingby und arbeiten für Muhammed. Sie bekommen fünfhundert Kronen pro Abend dafür, dass sie sich von den männlichen Gästen auf Drinks einladen lassen und mit ihnen in den Sanitärräumen koksen. Wenn schöne Frauen im Club sind, kommen die spendablen Männer ganz von selbst.

Er winkt Michelle zu sich heran, sie arbeitet als Bedienung.

»Wer ist der da?«, fragt er und deutet mit dem Kinn auf den Mann mit den beiden jungen Frauen.

»Er arbeitet bei der Swedbank.«

»Wo?«

»Hier in Sollentuna.«

Muhammed lacht laut auf. »Hat er schon eine Line gezogen?«

»Machst du Witze? Der würde ja sogar seinen Drink schnupfen.«

»Gut. Wenn er mehr kaufen will, bring ihn zu mir.«

Er geht in sein Büro. Am Schreibtisch sitzt Fadi über ein Tablett mit Schnee gebeugt.

»Ich hab dir gesagt, dass du hier nicht koksen sollst«, weist Muhammed seinen Cousin zurecht.

Fadi wischt sich seine große Nase ab. Sein Blick ist glasig.
»Sorry.«

»Pass bloß auf.«

Fadi schiebt den Zip-Beutel in seine Hosentasche, schnippt ein paar Krümel von der Tischplatte und erhebt sich.

»Ich klär mal eine Chaya.«

Muhammed setzt sich auf den mit Leder bezogenen Bürostuhl, entdeckt noch ein paar weiße Krümelchen und wischt sie verärgert weg.

Er legt die Füße auf den Schreibtisch und lehnt sich zurück. Die Musik schallt gedämpft von der Tanzfläche herüber. Der Club läuft gut. Ein Abend wie dieser bringt einen Umsatz von zweihunderttausend Kronen, aber in den Büchern wird die doppelte Summe stehen. Die Familie Mansour wäscht hier einen Teil ihres Geldes, aber die Einnahmen von ihren illegalen Geschäften sind zu hoch, als dass der *Palast* sie bewältigen könnte.

Sie brauchen größere Waschmaschinen, sie brauchen einen ganzen Waschsalon.

Er träumt davon, einen Club mitten im Stadtzentrum zu

kaufen, doch sein Vater ist dagegen. Sie dürfen nicht zu schnell wachsen, nicht zu stark auffallen.

Der *Palast* nimmt nicht nur sauberes Geld ein und bleicht das schmutzige, sondern der Club hat auch dazu beigetragen, die Rolle der Familie Mansour in Sollentuna zu stärken. Vor einem halben Jahr ist ein gewisser Carlos Gutierrez im *Palast* aufgetaucht. Er ist Angestellter des Arbeitsamtes in Sollentuna und hat von einem Dealer Koks gekauft und auf der Toilette des Clubs konsumiert. Als er zwei Wochen später wieder im *Palast* auftauchte, trug Muhammed einem der Wachmänner auf, die Toilettentür aufzubrechen und Gutierrez in sein Büro zu bringen. Der Wachmann drückte den völlig verängstigten Mann auf einen Stuhl vor dem Schreibtisch, und Muhammed stellte ihn vor die Wahl: Entweder würde er jetzt die Polizei rufen – oder Gutierrez würde ihm helfen.

»Wobei braucht ihr denn Hilfe?«

»Du hörst von mir«, sagte Muhammed.

In den folgenden Monaten erhielten mehrere Mitglieder der Familie Mansour vom Staat bezahlte Praktikumsplätze in verschiedenen Tätigkeitsbereichen der Gemeinde. Mittlerweile verfügen sie über legale Einkommen, die niemand infrage stellen kann. Die Arbeitgeber haben nichts gegen ihren Background und sind damit einverstanden, dass sie nicht am Arbeitsplatz erscheinen, sondern zu Hause bleiben können und ihr Gehalt trotzdem am Monatsende auf ihren Konten eingeht. Die Vorgesetzten haben kein Problem damit, da sie nicht diejenigen sind, die das Gehalt ausbezahlen, und sie tun gerne, was sie können, um sich mit der Familie Mansour gut zu stellen.

Muhammeds Handy gibt ein Signal von sich. Es ist Michelle, die wissen möchte, ob sie mit dem Typen von der Swedbank

reinkommen kann. Er nimmt die Füße vom Tisch, und im nächsten Moment klopft es an der Tür.

»Henrik«, stellt sich der Mann vor, und sie schütteln sich die Hände.

Der Typ sieht sich in dem kleinen Büro um.

»Willst du was trinken?«, erkundigt sich Muhammed.

»Einen Wodka Red Bull.«

»Michelle, bringst du zwei?«

Sie betreiben eine Weile Small Talk über Autos. Muhammed lässt seinen Akzent weg und klingt stattdessen wie ein spaßbefreiter Schwede. Gibt sich als interessierter Zuhörer und lacht über Henriks schlechte Witze.

Michelle bringt die Wodka Red Bulls und verschwindet wieder.

»Du magst Koks, oder?«, fragt Muhammed.

Henrik lacht auf. »Was soll ich sagen? Ich habe gerne Spaß.«

»Du hast viel gekauft da draußen, also wollte ich Bescheid sagen, dass du jetzt VIP-Kunde bist bei uns. Du bekommst den Stoff billiger und in besserer Qualität. Wir kümmern uns um unsere wichtigen Gäste.«

Henrik sieht erfreut aus.

Du Trottel, denkt Muhammed. Genauso naiv und schwach wie alle anderen Schweden.

»Hier ist für alle Fälle meine Nummer, wenn du einen Tisch reservieren willst oder so.«

Henrik zückt sein Telefon und gibt die Nummer ein. Muhammed begleitet ihn zur Tür und schließt sie hinter ihm.

Etwas später betritt Emma das Büro, ohne anzuklopfen, was ihn normalerweise irritieren würde, jetzt jedoch nicht. Er ist gut drauf. Emmas Pupillen sind riesig vom Koks, und sie riecht nach süßlichem Parfüm.

»Sieh zu, dass ihr an dem Typen dranbleibt. Versuch, beim Nachglühen mit dabei zu sein.«

Sie grinst. »Soll ich ihn fotografieren, während er kokst?«

»Wenn's geht. Wichtiger ist aber, dass ihr Freunde werdet, er kann uns noch nützlich sein.«

»Inwiefern?«

»Zweitausend.«

Muhammed nimmt ein Bündel Fünfhunderter aus der Hosentasche, zieht vier Scheine heraus und legt sie vor Emma auf den Tisch. Sie steckt das Geld in ihren BH und wirft ihm eine Kusshand zu.